



Verena Stefan (links im Vordergrund sitzend) am 1. Treffen schreibender Frauen 1976 in München und 1973 im lesbischen Aktionszentrum in Berlin (Foto unten). Im Vordergrund: Die Filmemacherin Helke Sander.

BILDER: ARCHIV STEFAN SLA

kommen war, zu einem Beschluss oder einem Streit, dann gingen wir in eine Kneipe, die wir zu «unserer Kneipe» erklärt hatten, und lebten dort weiter, wo Neuigkeiten und Gerüchte brühwarm weitergegeben wurden, wo alle gleichzeitig laut redeten, unbändig, überschäumend lachten. Das Glücksgefühl, dabei zu sein. Dabei zu sein während es geschah, während wir es ausriefen, gründeten, erfanden. Als wir wirklich wurden, als wir aufhörten, aus zweiter Hand zu leben. Als wir einander freudig erwarteten, neugierig, Wohlwollend. Kann man sich später nur noch schwer vorstellen, dieses allgemeine Wohlwollen.

Weitermachen: Als Menschen

Die Euphorie dauerte eine bestimmte Zeit. Wie bei jeder grossen Leidenschaft liess die Endorphinproduktion allmählich nach. Wir sahen uns in der selbst geschaffenen, real existierenden Wirklichkeit um und machten nach bestem Wissen und Gewissen weiter: als Menschen. Mit Flügel- und Machtkämpfen, Besserwisserien, Abgrenzungen. Mit dem Wunsch, das Erfahrene in anderer Form weiterleben zu lassen.

Mit E-Mail und Handy allein wären keine körpermahnen, körperwarmen Kollektivbewegungen entstanden. Ohne E-Mail hätten wir jedoch Jahrzehnte später, 1991, auch nicht von den Vergewaltigungslagern im ehemaligen Jugoslawien erfahren und auch nicht von den vielen Aktivistinnen, die sich zu Frauengruppen zusammenschlossen. Während vier langer Kriegsjahre konnten sie weder zueinander reisen noch miteinander telefonieren. Die elektronischen Verbindungen, die sie aufbauten, halfen ihnen zu überleben.

Qualität des Anfangs lebt fort

Heute, wenn ich vor dem geliebten Bildschirm sitze und per Maus Klick Fenster und Websites öffne, tue ich das mit jenen kollektiven Erfahrungen als Hintergrund. Die Erinnerungen an die körpermahnen Zusammenkünfte und Diskussionen verlassen mich nie. Auch nicht, wenn ich mir im Zug oder in Montreal in der Metro inzwischen die Ohren zustecksle und zufrieden einer Büchersendung zuhöre, froh, die Stimmen der Mitmenschen ausblenden zu können. Sie sind da, zu einer parallelen Welt geronnen, die einst die Hauptwelt war.

In manchen Städten bewege ich mich mit einem fiktiven Stadtplan im Kopf. An bestimmten Plätzen, Strassenecken, vor manchen Häusern werden feministische «Songlines» aktiviert: Hier war der Frauenbuchladen, die Frauenkneipe, die Lesbendar, dieses Frauenzentrum, jener Frauenverlag. In meiner Erinnerung lebt die Intensität, die Qualität des Anfangs fort. Als wir glücklich waren, einander zu sehen, um neues Wissen zu erfahren. Es hat nicht aufgehört. Wir können nicht aufhören, Dinge zu erfinden. Einige können auch nicht aufhören, glücklich zu sein, wenn sie sich sehen, trotz alledem.

«Schau, das bist du!»

Im Sommer 2005 habe ich in Bern im Tram eine junge Mutter mit einem Kleinkind im Kinderwagen gesehen, das quengelte, weil die Mutter damit beschäftigt war, die Flash-Camera auf ihrem Handy auszuprobieren. Sie war gereizt, weil sie lieber mit ihrem Gerät kommunizieren wollte als mit einem Kind, das sie vom Zugang zur Welt ablenkte. Plötzlich hat sie es fotografiert, ihm dann den winzigen Bildschirm vor das Gesicht gehalten und triumphierend gerufen: «Schau, das bist du!»

Dem Kind war es einerlei, Hauptsache, die Mutter sprach ein paar Worte direkt in seine Richtung. Vielleicht höchst jetzt eine Generation von Kindern heranzüchten, die den Bildschirm, beziehungsweise ihr eigenes abgebildetes Bild, als Mutter erkennen? Ob das gut oder schlecht wäre, weiss ich nicht, es ist eine noch unbekanntere Version.

Verena Stefan liest am Freitag, 22. August, um 20 Uhr im Saal des Gasthofs Bären in Schwarzenburg und am Samstag, 23. August, um 17.00 Uhr im Erlacherhof Bern.

innen. Das unkartografierte Wissen lag offen vor uns da, um entdeckt zu werden. Alles rückte nah, erhielt Kontur, Tiefenschärfe. Sprachen wir unmaskiert, ohne etwas zu vermeiden, ohne zu verheimlichen?

Fotografiert wurde damals kaum. Es gab nur mechanische Fotoapparate, die wenigsten besaßen einen solchen. Alle, ob Teilnehmerinnen oder Journalistinnen, mussten an einer Versammlung fragen, ob sie fotografieren durften. Es gab noch keine Videokameras. Wir hatten beide Hände frei. Auch beide Ohren. Jede hatte pro Tag mindestens zwei Stunden mehr Zeit, um im selben Raum von Angesicht zu Angesicht mit anderen zu sprechen. Niemand telefonierte. Eine Sitzung dauerte Stunden, vier Stunden, sechs Stunden. Wir blieben dort, im selben Raum. Niemand ging hinaus, um zu telefonieren. Wem auch? Wir waren ja alle da. Niemand wurde angerufen.

Als wir wirklich wurden

Wir waren mit allen Sinnen da. Wir blieben da, bis die Sitzung zu einem Ende ge-

stellung, die schön, genau und sinnlich wäre und aufgrund ihrer Darstellung nicht zu Voyeurismus einladen würde. Sie fand sich schliesslich in einem Buch über Tantra. Umgekehrt 1972 gab es in Berlin eine grosse Tantra-Ausstellung. Wenn man die Treppe hochkam, ging man direkt auf eine Yoni zu, die in eine Kokosnusshälfte hineingearbeitet war. Die weichen Formen waren im harten Holz einmodelliert oder daraus heraus modelliert, offen dargeboten und vollkommen geschützt. Die gewölbte Unterseite der Kokosnuss war vergoldet.

Jede ein Fenster in andere Bereiche

In den Berichterstattungen zu 1968 wird eine wichtige Kategorie vergessen, das Glücksgefühl. Meist werden auch die Frauen vergessen. Beides hing miteinander zusammen: der Aufbruch der Frauen und ein euphorisierendes Glücksgefühl. Sind wir damals aufgebrochen? Wohin? Sind wir nicht vielmehr in eine Wirklichkeit eingetreten, die wir selber kreierten?

Dazu gehörten vor allem Orte, die wir brauchten. Das war einfach. Eine Wohnung, einen Laden mieten, einen Namen auf ein Schild malen und Öffnungszeiten festlegen. So veränderten wir die Stadtpläne und die tägliche Raumschrift unserer Schritte. Unsere Wege bewegten sich jetzt an den Orten entlang, an die wir gehörten. Dort redeten wir uns die Köpfe heiss und «Klick!» – jede fungierte für alle anderen als Fenster in andere Bereiche.

Sprachen wir unmaskiert?

Meine Generation lebt von den sinnlichen Erfahrungen jener Zusammenkünfte. Keine hat sich im Nichtsbefunden. Leidenschaftlich, vehement, wütend, begeistert, mit dem ganzen Körper, so waren wir dabei. Jede ist Resonanzkörper gewesen, Resonanzboden für Austausch, Inspiration. Wir hörten einander auf eine Art zu, die brennendes Interesse an der Gedankenwelt des Gegenübers zeigte und daher bei diesem nicht nur die Verfertigung der Gedanken beim Reden, sondern überhaupt Gedanken hervorrief. Unsere Haut leuchtete von

und Rosen» in Berlin zeichnete eine Malerin der Gruppe eine eigene Faust. Die schematische Darstellung, die auf Plakaten, Flugblättern und T-Shirts das Frauenzeichen ausfüllte, gefiel ihr nicht. Sie war zu schematisch, den Faustusymbolen linker Freiheitskämpfer zu nah.

«Wir dachten gross»

Damals sprachen wir nicht über Kindheit und Eltern. Die Gegenwart füllte alles aus. Hier und da fielen einzelne kurze Mitteilungen, um eine Herkunft zu skizzieren, in der die eine oder andere verheiratet gewesen war oder sich als Künstlerin in einer absoluten Männerdomäne behauptet hatte.

Wir sprachen über die Dinge, die wir verändern wollten, in der Gesellschaft und in der Welt. Wir dachten gross. Die Malerinnen und die Filmemacherinnen lehrten uns, in grossen Formaten zu denken. Forderungen in grossen Formaten zu stellen, an grosse Räume zu denken, grosse Veranstaltungen, grosse Bildformate. Sie bestanden auch darauf, für das «Frauenhandbuch Nr. 1» selber anatomische Zeichnungen zum weiblichen Körper anzufertigen. Was es in den medizinischen Lehrbüchern gab, war untauglich, unästhetisch und entsprach nicht dem eigenen Blick und Empfinden. Sie suchten nach einer Vulvadar-



Tastaturen

«Unsere Haut leuchtete von innen. Das unkartografierte Wissen lag offen vor uns da, um entziffert zu werden.» Verena Stefan erinnert sich an die Glücksgefühle, die der Aufbruch der Frauen in den 1970er-Jahren in ihr auslösten.

VERENA STEFAN

Es ist immer dämmrig gewesen in jenem Raum mit den zwei Flügeln. Geruch von Sandelholz. Links von mir sitzt der Klavierlehrer, in graues Tuch gekleidet, Flanell. Englisches Tuch, sagt er ehfürchtig und streichelt sein Jackett. Für jedes neue Stück studieren wir zuerst die Noten, ordnen jeden Finger einzeln einem Ton zu. Wie spielen sich die Tonfiguren rund, leicht, ohne Anstrengung?

Er sagt ab und an «Der Weg ist das Ziel» oder «Du musst jede Melodie einzeln hören, auch die der linken Hand» oder «Wenn du auf den Bus wartest, könntest du doch einen Notensatz memorieren. Auch vor dem Einschlafen könntest du dir das ganze Stück vorstellen und es im Geist abgehen».

Welche Zauberkraft haftet für ein Kind an den Wörtern «allein» oder «selber»? Ich kann allein, ich will allein, selber machen. Nie werde ich den jubelnden Triumph vergessen, als ich zum ersten Mal allein meine Schuhe zubunden hatte und aufgrund ebendieser Bindung auf eigene Faust loszulaufen konnte.

Im Zeichen der geballten Faust wiederholten sich Jahrzehnte später ähnliche Glücksmomente. Für das Titelbild des ersten «Frauenhandbuchs Nr. 1» von «Brot